

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 11 (1928)
Heft: 14

Artikel: Napoleon I. und seine Beziehungen zur Religion : [2. Teil]
Autor: L.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-407584>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

halb die weniger lebenswichtigen Staatsbürger bei Zeiten der Not zugunsten der lebenswichtigeren. Gemeinnutz geht vor Eigennutz! Bei normaler Einfuhr aber entnimmt jeder Staatsbürger dem ständig fließenden Nahrungsstrom des Blutes seinen Bedarf an Nahrung und Genuss. Freizügigkeit des Staatsbürgers ist also nicht notwendig und deshalb fast aufgehoben. Nur die Wanderzellen (Leukozyten) sind frei beweglich als die Wohlfahrtspolizei, als Strassenreiner und Totengräber, als Hilfsorgane jeder Art. In alle Winkel des Zellenstaates, durch alle Gewebe kriechen sie hindurch, überall spähend, wo die Staatsgesetze übertreten werden. Abfälle, die ausserhalb der Gassen und Kanäle liegen, werden fortgeschafft, eingedrungene Fremdkörper werden mit Laugen und Säuren aufgelöst, benagt und aufgefressen, mit Kalk eingekapselt oder „herausgeeiert“, kurz, auf die bestmögliche Art unschädlich gemacht. Gestorbene Zellen kommen in die Leichenverwertungsanstalt, wo die Körper zerlegt und die Stoffe dem Nahrungsstrom der Zellenstaaten zugeführt werden, so dass selbst im Tode die Einzelzelle noch dem Ganzen dient.

Neid, Hass, Kampf untereinander, Bürgerkriege sind im Zellenstaate ausgeschlossen. Gegenseitige Hilfe hingegen Gesetz. Trotz genau vorgeschriebener Arbeitsteilung im normalen Staatsleben hilft bei Gefahr eine Zellgruppe, eine Werkstätte der anderen. Wird z. B. eine Niere krank, arbeitet die andere für zwei, sind beide krank, hilft die Leber die Entgiftungsarbeit leisten und umgekehrt.

In erbittertem Kampf aber steht geschlossen der ganze Zellenstaat, wenn Feinde von aussen eindringen, wenn todbringende Bakterien die zahlreichen Schutzwehren des Zellenstaates überrennen und durchbrechen. „Schmerz“ nennen wir den Alarmapparat des Zellenstaates, der die Gefahr dem Wehrministerium im Gehirn signalisiert. Mobilmachung von dort! Befehle durchjagen auf den Telegraphen- und Telephonlinien der Nervenbahnen den Zellenstaat. Das Herz pumpt in rasenden Schlägen das Blut durch die Adern: der Zellenstaat „fiebert“! Fieberhaft arbeiten die Schweissdrüsen, die durch die Reibung des Blutes erzeugte Wärme zu dämpfen und die giftigen Schlacken der eingedrungenen Feinde aus dem Körper zu schwemmen. Die Einfuhr wird gestoppt: der Appetit fehlt; die Ausfuhr ebenfalls: der Darm wird träge. Im Knochenmark werden Rekruten ausgehoben, Sauerstoffträger, die Knochen werden bleischwer, alle unnötige Arbeit der Muskelarmeen soll ruhn. Die Lymphdrüsen schwellen an, sie werden zu Barrikaden und Drahtverhauen! Massenhaft eilen die Wanderzellen heran, fressen den Feind, lassen sich, ihre Leiber mit den Feinden fül-

lend, selber fressen und opfern sich dem Ganzen. Gifte werden über die Bakterien ausgegossen, wenn nötig Zellgewebe preisgegeben und rückwärtige Stellen gebaut usw., bis im tage- oder wochenlangen Kampf der Zellenstaat gegen die landesfeindlichen Bakterien Sieger bleibt. Erliegen kann der Zellenstaat erst nach Verbrauch aller Reserven, wobei sich die weniger lebenswichtigen Staatsbürger zugunsten der lebenswichtigen opfern.

Das sind ein paar dürftige Beispiele aus der Organisation, dem Leben eines Staates mit 30 Billionen Staatsbürgern. Eines Staates, in dem, wie wir zeigten, der Sozialismus in höchster Form verwirklicht ist. Darum, wer für eine sozialistische Weltordnung arbeitet und kämpft, lebt im Strom des Weltgesetzes der Entwicklung!

Dem Wissenden wird Sozialismus zum Weltgefühl, zur natürlich begründeten Weltordnung. Das sei allen Neunmal klugen entgegengehalten, die mit falsch verstandenem und falsch ausgelegtem Darwinismus mit dem „Kampf ums Dasein“, dem Recht des „Tüchtigen“, des „Stärkeren“, die kapitalistische Ordnung und kapitalistische Ausbeutung als natürlich und naturgegeben begründen und beweisen wollen.

Papst und Klerus aber bezeichnen Entwicklungslehre und Sozialismus als eine Pest; um so stolzer fühlen wir Freidenker uns als Wegbereiter des Entwicklungsgedankens und des Weltsozialismus.

Napoleon I. und seine Beziehungen zur Religion.

(Fortsetzung.)

Natur Aus all dem geht hervor, dass für Napoleon die Religion als Form des Glaubens von vorneherein in jene Mitte heidnisch-sinnlichen Anschauens gestellt ist, welche voll und ganz in den Gefühlsbereich hineingehört. Daher unterzieht er sich auch nicht einem engbegrenzten Religionssystem, einer Konfession. Die katholische Religion, zu der er sich bekennt, bleibt ihm eine Durchschnittsveranschaulichung seiner Gefühlssphäre im Rahmen ihrer hergebrachten Riten und Mythen; ihrem theologischen Lehrschema setzt er allen Widerstand entgegen. Dies ist bei ihm Naturveranlagung, nicht erst die Wirkung zeitgenössischen Rationalismus, der allerdings, speziell in Anlehnung an Goethe, seinen Einfluss auch geltend gemacht hat. Nur die Riten der Kirche, diese Aeusserlichkeiten, haben ihn, durch die Jugenderinnerungen festgehalten, in dieser Hinsicht entscheidend beeinflusst. Daher stammt auch die überraschende Tatsache, dass er schon relativ sehr früh, als seine Mitgenerale noch in hef-

Siehe der Tod kommt und macht uns alle gleich. Gegen des Lebens Kränkungen hat man die Wohltat des Sterbens. Welches Glück ist ein rechtzeitiger Tod! Wie oft war längeres Leben für einen Menschen ein Unglück. Der kennt des Erdenlebens Elendigkeit nicht, der den Tod nicht preist als die beste Gabe der Natur. Allen bringt er das Ende, Vielen Erlösung, Manchen ist er recht erwünscht, am besten meint er es mit denen, zu welchen er kommt, ehe sie ihn riefen. Er macht alles gleich, während das Schicksal die gemeinschaftlichen Güter ungleich verteilt und doch alle von Geburt die gleichen Rechte haben. Dem Tod ist's, sage ich, dem wir es zu verdanken haben, dass es keine Strafe ist, geboren zu sein; er hält mich aufrecht bei den Anläufen des Missgeschicks, sodass ich starken, festen Mutes sein kann, getragen durch den Gedanken: ich weiss einen Platz, wo ich landen kann! Das ist kein zu herber Dienst, wenn man mit einem Schritt zur Freiheit gelangen kann, sobald man der Herrschaft überdrüssig ist.

Seit dem Tage deiner Geburt wirst du dem Tode entgegen geführt. Das Leben wird uns gegeben mit der Bedingung des Sterbens, es ist ein Gang zum Tode. Den Tod fürchten ist verkehrt; man fürchtet ja nur etwas Ungewisses, Gewisses erwartet man ruhig. Wer kann sich beklagen, wenn er sich in einer Lage befindet, in der alle Menschen sind? Gleichheit ist ja das erste Stück in der Gerechtigkeit. Es ist unnötig, die Natur zu verteidigen; ihr Gesetz ist das unsere. Was sie verband, löst sie wieder auf, und was sie auflöste, das verbindet sie wieder. Der Lauf der Gestirne bringt wieder, was vergangen ist; sinken Sterne dort im Westen, so gehen andere im Osten auf.

Die Freiheit ist der Preis, um welchen gerungen wird. Und was heisst das: frei sein? Nicht der Sklave sein irgend eines Dinges, irgend einer Notwendigkeit oder eines Zufalles, sich ebenso hoch

stellen, als das Schicksal steht; es wird nichts über mich vermögen, wenn ich stärker bin; ich brauche mir nichts von demselben gefallen zu lassen; ich kann jeden Augenblick aus dem Leben gehen. Selbst Professoren der Weisheit kann man finden, die sagen, man dürfe nicht Hand an das eigene Leben legen, die es für ein Unrecht halten, sich selbst zu morden; man müsse den naturgemässen Ausgang abwarten. Wer das sagt, sieht nicht ein, dass er sich selber den Weg zur Freiheit absperret. Nichts hat das ewige Gesetz besser gemacht, als dass es uns, bei einem Eingang ins Leben, der Ausgänge viele gewährt hat. Soll ich die Grausamkeit einer Krankheit oder eines Menschen über mich ergehen lassen, wenn ich doch allen Martern entgehen und allem Widrigen mich entziehen kann? Das ist das einzige, warum wir uns nicht über das Leben beklagen können: es hält keinen Menschen fest. Es steht nicht so schlimm mit uns: unglücklich ist nur, wer es so haben will. Gefällt dir das Leben, so bleibe da; gefällt es dir nicht, so kannst du jederzeit wieder hingehen, wo du hergekommen bist.

Ist das Sterben ein Unglück, so müsste es auch ein Unglück sein, vorher nicht da zu sein; das empfinden wir aber nicht als solches. Wir werden gleichsam angezündet und wieder ausgelöscht. In der Zwischenzeit haben wir zu leiden, vorher herrscht völlige Ruhe. Nach nicht — oder nicht mehr existieren ist ganz dasselbe: es ist eben jedesmal ein Nichtsein.

Der Weise lebt deswegen nicht so lange als möglich, sondern so lange, als es Pflicht ist. Er zieht in Betracht, wo, mit wem, wie er zu leben und was er zu treiben hat; nicht auf die Quantität des Lebens kommt es an, sondern auf die Qualität desselben. Kommt viel Widriges zu Haufen, das seine Gemütsruhe stört, so beurlaubt er sich; und zwar tut er das nicht erst in der äussersten Not, sondern sobald das Geschick anfängt verdächtig auszusehen, überlegt er alsbald ernst-

tiger Opposition zur Kirche standen, in Mailand beispielsweise der feierlichen Messe und dem Tedeum für den Sieg von Marengo beigewohnt hat. Darin liegt auch der Grund dafür, dass er durch diesen Trieb geführt in die Möglichkeit versetzt wurde, Religion und Kirche zu einem Werkzeug seiner politischen Aktion zu machen und sie zu einem Faktor rein politischen Handelns auszubilden. Dass er, der seinen Aufstieg zur höchsten weltlichen Macht nur seiner Kraft, nicht seiner Abstammung verdankte, zum Erstaunen aller Welt die ganze Kunst seiner Diplomatie aufwandte, um seine Weihe durch den Papst durchzusetzen, ist nur eine Bestätigung dieser Tatsache. Er verspricht sich davon eine Festigung seiner weltlichen Macht, weil er selber aus seiner Jugendzeit her die Wirkung dieser Form kannte. Damit hängt auch zusammen die Wiedereinführung der sonntäglichen Messe in St-Cloud, an der er selbst mit seiner näheren Umgebung stets beiwohnte. Damit begnügte er sich auch und ging in der Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse nicht weiter. So ist es gut zu verstehen, dass in dem Momente, wo seine staatliche Existenz bedroht war, die ganze Sache für ihn nur noch leerer Aufputz wurde, den er unbedenklich fallen liess. Als im Jahre 1814 die Regierung in Paris das Vierzigstundengebet verordnet hatte, war ihm das so peinlich und unerträglich, dass er seinen grössten Unwillen darüber äusserte. Als aber sein Staatssystem noch feststand, da wollte er rund um sich herum den Ausdruck dafür sehen. Daher liess er auch die aus dem Mittelalter noch unvollendet gebliebenen Kirchenbauten zu Ende führen, z. B. den Mailänder Dom. So hat er es dem General Delmas, seinem erprobten Waffengefährten aus der Revolutionszeit her, nie verziehen, dass der aus seiner Abneigung gegen die zeremoniöse kirchliche Kaiserkrönung kein Hehl gemacht hatte. Verlangte auch Napoleon von niemandem die Einhaltung eines speziellen Glaubens, so duldete er doch keine Vernachlässigung der repräsentativen Glaubenszeremonien. Daher mussten selbst protestantische Kirchenpräfecten an katholischen Kirchenfesten teilnehmen. Erklärlich ist auch aus diesen Gründen sein Befehl an seine Geschwister, ihre Ehen kirchlich einsegnen zu lassen, trotzdem er einige Jahre vorher noch selber mit Josephine in bürgerlicher Form die Ehe geschlossen hatte. Damals lag eben für ihn noch kein Erfordernis zur Erfüllung kirchlicher Formen vor, weil er nur einfach Privatmann ohne irgendwelche staatliche Mission war. Auch hier ahmte Mussolini den grossen Korsen nach etwa als „secondo Napoleone, aber nicht als Napoleone secondo“!

Allerdings darf nicht unerwähnt bleiben, dass Josephine es später verstanden hat, die Nachholung der kirchlichen

Einsegnung durchzusetzen, um dadurch ihrer bedrohten Position ein neues Fundament zu schaffen. Napoleon willigte nur mit Widerwillen ein und die Zeremonie fand in aller Stille und bloss in Anwesenheit der nötigen zwei Zeugen statt.

Ganz anders präsentierte sich seine zweite Ehe mit der österreichischen Kaisertochter. Hier spielte die Thronfolge und die Legitimität eine Rolle und die Entwicklung des Staates verlangte daher die grösste Prachtentfaltung nach den Riten südländischem Katholizismus. Hier war für ihn die Dokumentierung der Religion im Grund genommen eine reine Ordnungssache. Ueberaus interessant ist dabei, dass er sich bei beiden Eheeinsegnungen von der Beichte und der Einnahme der Kommunion durch den Papst hat dispensieren lassen, obwohl die Sakramente der Beichte und Kommunion sonst unerlässliche Gebote und Verbindungen des Ehesakramentes sind. Napoleon selbst gibt die Erklärung dazu, indem er sagte: „Ich glaubte nicht genug daran, dass es seine Heilswirkung auf mich hätte äussern können, ich glaubte aber noch zuviel daran, um ohne Dispens mich eines Sakrilegiums schuldig zu machen.“ Daraus ist ganz deutlich die Mitte zu sehen, auf der er gegenüber den Glaubensformen der römischen Kirche stehen geblieben war. Wir würden heute wissenschaftlich sagen, dass seine Keimanlage derart atavistisch beanlagt gewesen ist, dass er sich im späteren Leben von diesen Hemmungen nicht gänzlich frei zu machen vermochte. Dabei, und das ist eben der Ausdruck für diese Hemmungen, wagte er nicht, den Kirchenformen den Krieg zu erklären. Man wäre nun berechtigt, aus solchen Vorkommnissen den Schluss zu ziehen, dass Napoleon gerade durch diese Position der Mitte sich zum Katholizismus in einen Gegensatz gestellt hätte, gilt doch für die Kirche der Grundsatz: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich“. Da aber die römische Kirche demgegenüber in schlauer Erkenntnis sich immer wieder fragt: „wie wird meine Macht gefördert?“, so hat sie diese Stellung Napoleons keineswegs gestört und sie erteilte ihm deshalb ohne weiteres die Dispens. Für Napoleon dagegen waren die Priester nur Menschen und daher war für ihn eine „Unfehlbarkeit“ des Papstes zum vornehmerein undisputierbar. „Der Papst ist ein Mensch und daher kann er irren“, ist ein Ausspruch von ihm, ebenso: „Es kann in der Hölle sowohl Päpste wie Pfarrer geben“. Nebenbei sei hier kurz bemerkt, dass auch berühmte katholische Staatsmänner der neuesten Zeit, so der bekannte Luzerner Phil. Ant. v. Segesser, durchaus kein Verständnis für das Unfehlbarkeitsdogma des Papstes hatten und den für seinen Magen ganz unverdaulichen Bissen nur aus Disziplin geschluckt haben. (Forts. folgt.)

Dr. L. B.

lich, ob er nicht gleich an demselben Tage gehen solle. Ob er ein Ende nimmt, oder ein Ende macht, das ist für ihn ganz einerlei. Du bist sehr betrübt über den Tod deines Freundes; aber ich wünsche, dass du nicht übermässig trauern mögest. Ich wage nicht zu verlangen, du sollest gar nicht betrübt sein, ob ich wohl weiss, dass es besser wäre, denn solche Geistesstärke hat nur ein Mann, der hoch über dem Schicksal steht. Auch einen solchen würde ein Trauerfall schmerzlich berühren, aber nur berühren. Uns muss man Tränen zu gut halten, wenn sie nur nicht zu reichlich fliessen, wenn wir nur selbst bestrebt sind, sie zurückzuhalten. Stirbt uns ein Freund, so sollen unsere Augen nicht trocken sein, aber auch nicht überfließen; man darf weinen, aber nicht heulen.

Alles ist schlüpfertig und trügerisch, veränderlicher als irgend ein Wetter; alles wankt und schlägt ins Gegenteil um, wenn das Schicksal es haben will; nichts ist sicher in diesem allgemeinen Gewoge als der Tod.

Wie töricht ist es, Pläne zu machen auf das ganze Leben hinaus, da wir doch nicht einmal Herren des morgigen Tages sind! Wie unsinnig ist es, mit weitaussehenden Entwürfen sich zu tragen: ich will kaufen, bauen, ausleihen, eintreiben, Aemter bekleiden und dann als Greis, wenn ich satt und müde bin, es mir wohl sein lassen.

Glaube mir, auch die Glücklichen haben nichts sicher. Von der Zukunft darf man sich garnichts versprechen; was man schon in der Hand hat, entschlüpft wieder und die Stunde, die wir festhalten wollen, schneidet ein Zufall ab.

Halte jede Stunde fest. Indem man das Leben hinausschiebt, verrinnt es. Nichts gehört uns eigen, nichts als die Zeit. Und das Leben ist wie eine Rolle auf dem Theater, es kommt nicht darauf an, dass lange, sondern gut gespielt werde. Und es ist einerlei, wo man aufhört. Mit aller Gemütsruhe von hinnen zu scheiden, wenn einmal

die unvermeidliche letzte Stunde naht, das ist etwas Grosses und man hat lange daran zu lernen. Liebe die Weisheit; sie allein ist erhaben, stark, gross; alles andere ist gering, eine Kinderei. Und der Tod ist wie das Nichtsein. (Aus Senecas — römischer Philosoph zur Zeit Christi — vermischten Schriften zusammengestellt von Dr. Hans Wyman, Zürich.)

Friedrich Hebbel über Religion und Christentum.

1. Brief an Elise Lensing vom 12. II. 1837: »Das Christentum... predigt die Sünde, die Demut und die Gnade. Christliche Sünde ist ein Unding, christliche Demut die einzig mögliche menschliche Sünde, und christliche Gnade wär' eine Sünde Gottes... Die edelsten und ersten Männer stimmen darin überein, dass das Christentum wenig Segen und viel Unheil über die Welt gebracht hat. Aber sie suchen meistens den Grund in der christlichen Kirche; ich find' ihn in der christlichen Religion selbst.

Das Christentum ist das Blatterngift der Menschheit. Es ist die Wurzel alles Zwiespalts, aller Schlawheit, der letzten Jahrhunderte vorzüglich. Je weiter sich wahre Bildung nach unten hin verbreitet, um so schlimmer wird es wirken. Bisher war das Christentum des Volks ziemlich unschädlich, denn es war ein roheres Heidentum.

Ich hasse und verabscheue das Christentum, und nichts mit grösserem Recht. Es will Wunder tun, und selbst, wenn Wunder möglich wären, hörten sie nicht auf, überflüssig zu sein.«

2. Brief an Elise Lensing vom 11. IV. 1837: »Die Religion der meisten Leute ist nichts weiter als ein »Sich-schlafen-legen«, und es ist wirklich zu fürchten, Gott möchte sie für ihre Gottesfurcht noch